

Zumindest einmal

Das erste Tageslicht graut in die Häuserschlucht, verdünnt das Schwarz zwischen den kalt brennenden Straßenlaternen. Einzelne Menschen schlurfen mit hängenden Köpfen über den Gehsteig auf einen weiteren Tag zu, den sie nicht länger aufzuschieben vermögen. Hin und wieder heben sie erschrocken die Köpfe, wenn das Blaulicht vorbeifahrender Rettungswagen auf den Altbaufassaden pulsiert. Die Fahrzeuge dröhnen stets zum Ende der Gasse hin, wo das turmhohe Krankenhaus aus hunderten, teils schwarzen, teils beleuchteten Fenstern über die erwachende Stadt hinwegstiert.

Die Glasschiebetür am Haupteingang gleitet auf und eine Assistenzärztin im Trenchcoat verlässt das Foyer, zieht den Schal ein wenig enger und öffnet ihren Pferdeschwanz, verteilt die Haare zum Schutz vorm kalten Wind über den Nacken. Ein Security nächst dem Eingang, die FFP-2 Maske mangels Publikum unters Kinn gezogen, stößt bei ihrem Anblick seinen Kollegen mit dem Ellenbogen an und schickt ihr grinsend einen Luftkuss hinterher. Sie bemerkt das Gekicher der beiden nicht oder ignoriert es, schreitet jedenfalls zügig in die Gasse hinein, will nur weg von diesem Ort. Sie arbeitet in der Unfallambulanz und kommt gerade aus dem Dienst, der fünfundzwanzig Stunden statt wie geplant zwölfteinhalb gedauert hat, weil der Kollege, der in den Nachtdienst kommen hätte sollen, sich am Abend krank gemeldet hat. Sind dann mittlerweile siebzig Überstunden für diesen Monat, stellt sie fest und fragt sich mit zusammengepressten Lippen, wer schon ein Privatleben braucht.

Ein Autofahrer hupt und schreit die junge Ärztin durch das heruntergelassene Seitenfenster an, weil sie bei rot über den Zebrastreifen geht. Sie wirft nicht einmal einen Blick auf das Fahrzeug. Physisch mag sie den Dienst bereits verlassen haben, geistig hängt sie immer noch in der Ambulanz fest. Um drei Uhr morgens hat die Rettung ihnen einen stockbesoffenen Patienten gebracht. Auf die Stirn war er gestürzt und hatte sich dabei eine stark blutende Rissquetschwunde zugezogen, was er in seinem Rausch natürlich nicht begriffen hat und sich in der Sekunde seiner Ankunft schon wieder selbst entlassen wollte. Auf die Frage, wie er heiße, hat er mit ‚Arschloch‘ geantwortet und nach den Pflegerinnen geschlagen, die seine Wunde desinfizieren wollten. Damit die Assistenzärztin sie nähen hat können, haben diese den Mann zu viert auf der Liege niederhalten müssen, was ihn allerdings nicht davon

abgehalten hat, die Anwesenden währenddessen als dreckige Huren zu beschimpfen und präzise zu schildern, auf welche Weise er sie noch alle miteinander ficken werde. Für solche Menschen hat sie Medizin studiert, fährt es ihr durch den Kopf.

Derartige Gedanken nehmen ihr die Sicht, als sie gegen eine Kreidetafel, wie sie sonst vor Wirtshäusern stehen, rennt und gemeinsam mit dieser auf den Asphalt stürzt. Verwirrt blinzelt sie und richtet sich langsam auf, liest den etwas ungenau geschriebenen Text auf der Tafel: ‚AKTION! Kebab-Sandwich + Pepsi = 4€‘ Sie klopfte gerade den Straßenstaub so gut es geht von Hose und Mantel, als eine Basstimme mit türkischem Akzent fragt, ob alles in Ordnung sei.

Der Träger der Stimme öffnet die Seitentür seines Kebabstands und schaut nach der Frau, die seine Frage nur mit einem verstörten Blick erwidert, sich abwendet und nahezu im Laufschrift ihren Weg die Gasse hinab fortsetzt. Träge betritt er den Gehsteig und schaut einen Augenblick lang der Flüchtenden hinterher, ehe er sich ächzend bückt und das Schild wieder aufstellt, es ein wenig zu seinem Stand rückt, damit der nächste Passant nicht gleich wieder hineinrennt.

Für die feinen Leute aus den feinen Bezirken ist die Hilfe eines Türken wohl unter ihrer Würde, denkt er. Er wirft einen Blick auf seinen schmutzigen Stand, holt einen Fetzen heraus und wischt die Zigarettenasche von der Edelstahltheke, klaubt eine Bierdose vom Boden auf und wirft sie in den Müll, bevor er wieder hineingeht. Die essen auch nie bei ihm, obwohl jeden Tag wahrscheinlich Hunderte von ihnen auf dem Weg zum Spital an seinem Stand vorbeikommen. Seine Kunden sind Landsleute und Alkoholiker. Jede Menge Alkoholiker.

Eisig kalt plätschert das Wasser über seine Hände. Nachdem er den quietschenden Hahn zuge dreht hat, trocknet er sie an seiner Kochschürze ab, holt einen Salatkopf aus der Gemüselade und beginnt ihn auf der Arbeitsfläche klein zu schneiden. Er kann sich Zeit lassen. Für gewöhnlich sperrt er erst um zehn Uhr auf, ist aber jetzt schon da, weil er seine Kleinen in Kindergarten und Schule gebracht hat und nochmal heimfahren ein Umweg wäre. Mehr gemeinsame Zeit als die paar Minuten im Auto ist ihnen nicht vergönnt. Wenn er abends heimkommt, schlafen die beiden meistens schon.

Der Türke schabt den kleingeschnittenen Salat mit dem Messer vom Schneidebrett in den dafür vorgesehenen Edelstahlbehälter, holt Zwiebeln aus der Lade und beginnt sie zu schälen.

Eigentlich würde er gerne einmal einen Ausflug mit ihnen machen. In den Tierpark oder so. Nur ist da eben der Kredit für den Stand. Corona-Lockerungen hin oder her, das Geschäft läuft weiterhin schlecht, und wenn er seinen Verzug in absehbarer Zeit aufholen möchte, muss er weiter sieben Tage die Woche arbeiten. Seine Jüngste hat ihn heute im Auto gefragt, ob er sie denn nicht mehr lieb habe, weil er nie zuhause sei.

Unweit findet indessen ein Obdachloser in zerfledderter Winterjacke und Wollhaube seinen Weg aus einer Seitengasse, den Geruch seiner vom Urin durchnässten Hose und einer inzwischen verstoffwechselten Flasche Whisky hinter sich her schleppend. Als er das brennende Licht im Kebabstand bemerkt, hält er kurz inne, vergräbt die vor Kälte steifen Hände noch etwas tiefer in den Jackentaschen und geht dann darauf zu, klopft schließlich vorsichtig gegen die zugeschobene Glasscheibe über der Theke.

Der dahinter Zwiebeln hackende Türke schreckt auf und taxiert ihn einen Augenblick unschlüssig, ehe er die Scheibe einen Spalt weit aufschiebt und vermeldet, dass er noch geschlossen habe. Im Licht der Neonröhre bemerkt der Obdachlose dessen tränende Augen und fragt vorsichtig, ob alles in Ordnung sei. Der Türke stutzt, öffnet und schließt blinzelnd den Mund, bis er seine kalte Miene wieder findet und wortlos auf die zur Hälfte kleingehackten Zwiebeln weist.

Ruhig fragt der Obdachlose nach einem Bier und einem Käsekrainer dazu, wenn der Herr auch Würstel führe, worauf sich der Türke auf die Unterlippe beißt, einen Augenblick später jedoch knapp nickt und eine Wurst in seinen fettfleckigen Ofen schiebt, ihm eine Dose auf die Theke stellt, die der Kunde sogleich öffnet.

In der Zwischenzeit hackt der Türke weiter seine Zwiebeln, mit rhythmischen, routinierten Messerschnitten, die der Obdachlose fasziniert beobachtet. Eigentlich würde er ja auch gern etwas arbeiten, aber ... aber ein pulsierender Schmerz blitzt in seinem Hirn auf und jagt den Gedanken binnen eines Wimpernschlags in die Luft. Leidend presst er Zähne und Augenlider zusammen, krümmt sich, bis es wieder ein wenig nachlässt. Er ist es gewohnt, verkatert zu sein, einen Filmriss zu haben. Mittlerweile ist es auch keine Seltenheit mehr, dass er sich im Rausch anpinkelt, aber solche Kopfschmerzen sind ihm neu.

Als der Schmerz eine Minute später wieder zunimmt, fasst er sich an die Stirn und fühlt unterm Haubensaum etwas auf seiner Haut kleben. Verwundert zieht er die Haube vom Kopf und betrachtet sein Spiegelbild in der vom Fett getrüben

Glasscheibe, entdeckt ein Pflaster über seinen buschigen Augenbrauen, befühlt es noch einmal und ertastet mehrere Knoten darunter, schluckt.

Mit sinkendem Blick fragt er sich, was er wohl schon wieder angestellt habe.

Er fühlt den Blick des Türken auf sich lasten, der ihm das Papptableau mit dem Käsekrainer samt einer altbackenen Semmel herausreicht und den zu zahlenden Betrag nennt. Der Obdachlose fummelt die Münzen aus seiner nassen Hosentasche und hält sie dem Türken entgegen. Dieser rümpft zunächst nur die Nase, mustert ihn nochmal kurz und fängt das Geld dann mit einer Serviette auf.

Was der sich wohl von ihm denkt, fragt sich der Obdachlose.

Dose und Tableau in den Händen schlurft er auf die andere, etwas verstecktere Seite des Stands, stellt die Mahlzeit wieder auf die Theke und hält sich den Kopf vor Schmerzen.

Was die im Spital sich wohl von ihm gedacht haben, fragt er sich jetzt.

Er isst ein wenig, trinkt, schaut sich nervös um, weil er plötzlich urteilende Blicke fürchtet. Bemerkt dabei weder das Fliederblau noch das warme Falb, das allmählich in die Fassaden über ihm kriecht. Bemerkt keines der zahllosen von der Morgensonne gleißenden Fenster. Die Sirenen, das Hundebellen in der Ferne, all das streift ihn nur flüchtig. Still und gebeugt steht er da, jener Obdachlose, auf dem Grund dieser Häuserschlucht zu den Füßen des Krankenhauses. Still und gebeugt beobachtet er die vielen Menschen, die aufrecht und zielstrebig an ihm vorbei durch einen Tag schreiten, in dem sie inzwischen angekommen sind. Und obgleich nur wenige davon wirklich glücklich auf ihn wirken, wünscht er sich nichts sehnlicher, als es ihnen zumindest einmal gleich tun zu dürfen.